



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Unsre guten Freunde, die Schweizer, haben den Versuch gemacht, unsre Bemerkungen über ihre schiefe Stellung zu Deutschland und Frankreich soviel wie möglich zu verdrehen und das Unangenehme, was wir ihnen zu sagen hatten, totzuschweigen. Auf Herrn Secrétan in Lausanne werden wir zurückkommen, aber nicht um elsäß-lothringische Angelegenheiten mit ihm zu diskutieren; denn das thun wir unter uns. Heute möchten wir nur auf den merkwürdigen Zufall aufmerksam machen, daß in derselben Woche, in der unsre motivirte Ablehnung der „neutralen“ Ratschläge der Bibliothéque Universelle und der Gazette de Lausanne in die Welt ging, wieder zwei von diesen neutralen Schweizern wegen deutschfeindlicher Haltung aus dem Elsaß ausgewiesen werden mußten: ein Herr G. in Markkirch, Beamter einer Fabrik, der es für passend hielt, an einer unmitttelbar an der Grenze veranstalteten Demonstration mit Vive la France- und Vive la Russie-Rufen — die letztern besonders hübsch von einem Schweizer! — u. s. w. teilzunehmen, und ein andrer Herr G. in Mülhausen, Weinreisender, der öffentlich damit prahlte, daß er allein es wage, seiner Abneigung gegen Deutschland selbst deutschen Beamten gegenüber Ausdruck zu geben, und der außerdem als Vertreter einer der ersten Mülhäuser Weinhandlungen ein ganz erkleckliches Agitationstalent verwertete, um die Bevölkerung gegen deutsche Herrschaft und deutsches Wesen aufzureizen. „Es war geboten, solchem Treiben ein Ende zu setzen,“ heißt es in einer halbamtlichen Mitteilung; es war längst geboten, müssen wir hinzufügen, den Schweizern im Reichslande ihre Pflicht als Gäste auf deutschem Boden in die Erinnerung zu rufen, so wie wir kürzlich der Presse der französischen Schweiz die ihre in Erinnerung gebracht haben.

Das russische Elend. Die nachfolgenden Erwägungen waren schon niedergeschrieben, als die Zeitungen die Unterredung des Fürsten Bismarck mit einem Wiener Journalisten und andre Äußerungen des Fürsten über unser Verhältnis zu Rußland brachten. Wir unterdrücken sie trotz des Gegensatzes nicht, der aus ihnen zu diesen Äußerungen hervortritt, weil sie im Zusammenhange mit volkswirtschaftlichen Anschauungen stehen, die in diesen Blättern wiederholt vertreten worden sind.

Die vorjährige Mißernte im östlichen Nachbarreiche hat den weltgeschichtlichen Wendepunkt, vor dem wir stehen, den Augen so nahe gerückt, daß der mit Blindheit geschlagen sein müßte, der ihn nicht deutlich zu erkennen vermöchte. Nach den unverdächtigen Schilderungen russischer Patrioten, die in den letzten Jahren zu uns herübergedrungen sind, kann gar kein Zweifel mehr daran bestehen, daß es mit der vielbesprochenen Verklumpung des russischen Adels und Bauernstandes seine Nichtigkeit hat. Durch die Aufhebung der Leibeigenschaft ist jener, durch ein unzumuthmaßiges Ablösungs- und Steuersystem, sowie durch den Wucher ist dieser zu Grunde gerichtet worden, und wenn ein tüchtiges Volk die Schwierigkeiten vielleicht überwunden hätte, so war bei den schlappen, dem Branntwein ergebnen Russen, die im Jahre zweihundert Feiertage begehen, nicht daran zu denken. Die Hungersnot hat nun nicht allein die wirtschaftliche Schwindsucht zur galoppirenden gesteigert, sondern wird jedenfalls eine ganze Reihe weiterer Hungersnöte erzeugen, der Hunger wird zum chronischen Leiden werden, aus dem sich das russische Volk aus eigener Kraft kaum wird herausarbeiten können. Denn die Bauern der heimgesuchten

Provinzen haben, so weit sie sich überhaupt noch im Besitz befinden, ihr Vieh und den Rest ihrer Energie eingebüßt, und das von der Regierung gelieferte Saatgetreide hat nicht hingereicht. Unter anderm widmet auch der „Vorwärts“ diesem Zustande Rußlands eine Artikelreihe, die selbstverständlich nach der sozialdemokratischen Schablone zugeschnitten ist und zu zeigen versucht, wie dieses Land im Begriff stehe, die Geschicke des Kapitalismus zu vollenden. Der ganze Bauernstand werde depossidiert werden und teils der Fabriksklaverei verfallen, teils als Landarbeiter-schaft die nun entstehenden Latifundien im Dienste neuer Herren aus dem Kapitalistenstande bewirtschaften. So werde jetzt auch in Rußland dem Kapitalismus sein Weizen blühen, zugleich aber auch die internationale Sozialdemokratie um den größten Teil des russischen Volks verstärkt und hierdurch der Sieg beschleunigt werden. Diese Perspektive, die wir für verfehlt halten, interessiert uns weiter nicht, dafür aber etwas andres um so mehr. Der „Vorwärts“ führt u. a. die wahrscheinlich richtige Thatsache an, daß Rußland bisher mehr als die Hälfte der Getreidezufuhr geliefert habe, deren die europäischen Industriestaaten bedürfen.

Nun überlege man! Schon hat, abgesehen von der eben angedeuteten Mißwirtschaft, ein heilloser Raubbau verbunden mit unsinniger Waldverwüstung die russische Getreideproduktion vermindert; von allen Seiten her wird es bezeugt, daß die Flüsse austrocknen, und in den ehemals fruchtbarsten Provinzen der Humus verschwindet. Wir haben also folgende Lage. Im Westen Europas stoßen einander, in angstvolle Enge eingeklinkt, dritthalbhundert Millionen Menschen, die Geist genug haben, ein paar hunderttausend Quadratmeilen Ödland in ein Paradies zu verwandeln. Im Osten hungern einhundert Millionen Menschen, verstreut über eine Fläche, die so groß ist wie das ganze übrige Europa, und lassen den fruchtbarsten Boden veröden. Wem gehören nun eigentlich diese sechstehalb Millionen Quadratkilometer russischen Bodens? Sind sie den herrschenden Mächten bis zum jüngsten Tage verschrieben? Oder gehören sie der spitzbüßischen russischen Bürokratie? Oder den Wucherern, die den Bauer von Haus und Hof jagen, nachdem sie ihn so vollständig ausgepreßt haben, daß er keinen Zins mehr herauszuarbeiten vermag? Alles positive Eigentumsrecht wird Unrecht und Unsinn, sobald es seinen Zweck, die Erhaltung des Menschengeschlechts, nicht mehr erfüllt, sondern selbst vereitelt. Nicht die Erhaltung des Friedens kann das Endziel der europäischen Staatsweisheit sein, eines Friedens, der die Völker mit Steuern erdrückt und die Soldaten zu einem unausgesetzten Drill verurteilt, der zehnmal anstrengender ist, als ers vor dreißig Jahren war, und die absolut vollkommene Waffe für den Krieg schaffen und scharf halten soll, damit nur kein Krieg ausbreche; sondern das nächste Ziel der europäischen Staatskunst kann nur sein, die Macht, über die sie verfügt, dazu zu verwenden, daß sie das Leben der europäischen Völker wieder auf eine breitere, auf eine gesunde Grundlage stellt, die unnatürliche Verteilung von Geist und Boden ausgleicht, dem verkümmerten Geiste wieder Boden als geräumige Werkstatt, dem vernachlässigten Boden wieder befruchtenden Geist zuteilt und so gleichzeitig der Not der Russen wie der westlichen Industriebölker abhilft.

Die Revanchelust der Franzosen ist bei den Verständigen nur Maske der Furcht. Sie wissen, daß ihre Volkszahl stehen bleibt, während die Deutschlands stetig wächst und die Grenzen zu überfluten droht. *) Sie fürchten, das gewaltige

*) Vorläufig sieht solches Überfluten bedeutend weniger großartig und poetisch aus als in der Völkerwanderung. Italien wimmelt gegenwärtig von deutschen Stromern und Fichtbrüdern; das ist die Wirkung der „Bekämpfung der Vagabundenplage.“

Nachbarreich werde nach Westen überschäumen in einem Eroberungs- und Beutezuge. Könnten sie sich überzeugen, daß Deutschland gar nicht daran denkt, sich westwärts auszubreiten, sondern daß sein Sinn nach Osten steht, so würden sie sich wohl hüten, bei einer Aktion Deutschlands und Österreichs zur Öffnung der russischen Grenze eine für sie selbst so vorteilhafte Entwicklung durch unverständige Einmischung zu hindern. Denn abgesehen davon, daß Frankreich durch unsre Ausdehnung nach Osten für immer von jeder Gefahr und Furcht befreit würde, hätte es von der vermehrten Zahl wohlhabender Grundbesitzer reichlichem Absatz seiner Luxuswaren zu hoffen. Mit der Ausdehnung nach Osten meinen wir keineswegs die Eroberung russischer Provinzen. Es gälte nur die Beseitigung aller russischen Zölle und volle Einwanderungsfreiheit für uns zu erzwingen. Die weitere politische Gestaltung des Riesenreichs bliebe dem natürlichen Lauf der Dinge überlassen, sowie der Thatkraft und Klugheit der Deutschen, die als Fabrikanten, Kaufleute, Gutskäufer, Gutzpächter, Lehrer u. s. w. einwandern würden.

In einem Wochenblatt fanden wir kürzlich wieder einmal den Gedanken ausgeführt, daß England unser schlimmerer Feind und Rußland als Gegengewicht gegen das Inselreich gut zu gebrauchen sei. Das mag früher wahr gewesen sein, aber heute paßt es nicht mehr. Zu fürchten haben wir keine der beiden Mächte. Rußland nicht, denn wer sich selbst nicht zu helfen weiß, wie könnte der einem mächtigen Nachbar furchtbar sein? Die Engländer nicht, obwohl sie klüger, geldmächtiger, bössartiger als die Russen und als Vampyre jederzeit begierig sind, irgend ein Opfer auszusaugen. Denn die englische Konkurrenz könnte uns nicht mehr schaden, wenn unsre Industrie nicht mehr auf den Auslandsmarkt angewiesen wäre, weil sie bei einem reichen Volk inländischer Bauern und durch Vertrag an Deutschland gebundner Kolonisten Absatz fände. So weit wir noch auswärtige Abnehmer brauchten, wären uns deren genug am Balkan und in der Levante gesichert, von welchen Ländern wir die Engländer auszuschließen vermöchten, wenn wir im Verein mit Österreich über das südliche Rußland geböten. Das indische Reich, dessen Geschicke uns übrigens nicht unmittelbar berühren, ist mit seiner Ausdehnung längst an seinen natürlichen Grenzen angelangt und fängt überdies an, dem Mutterlande Verlegenheiten zu bereiten.

So stehn die Dinge jetzt; so werden sie wohl noch eine Weile stehn. Aber wird in Zukunft die Lage noch gleich günstig für uns sein, d. h. vor allem unsre Volkskraft noch ungebrochen dastehn? Wie groß die Zahl der Dienstuntauglichen in den Industriebezirken jetzt schon ist, ob sie zu- oder abnimmt und in welchem Grade sie zunimmt, das wird man ja im Kriegsministerium wohl wissen. Und ob nicht am Ende auch das Landvolk schon hie und da zu verkümmern anfängt? Im Jahresbericht der deutschen Gewerbeberäthe für 1891 schreibt der Königsberger Gewerbeberath Sach: „Ich habe Tagelöhner gesprochen, die behaupteten, seit Monaten nur minderwertige Kartoffeln genossen zu haben, Fleisch überhaupt nicht, und Brod nur an Sonntagen. Man konnte die Bestätigung ihrer Aussagen in ihrem Aussehen und in ihrer schlaffen Körperhaltung finden.“ Aus solchen Zuständen blickt uns ein drohendes Gespenst entgegen!

Zum englischen Grubenarbeiterausstand. Der vorläufige Friedensschluß zwischen den Durham Bergwerksbesitzern und ihren Arbeitern ladet zu einem kurzen Rückblick auf den Riesenstreik ein. Die volle Wahrheit zu ermitteln ist sehr schwierig, weil sich die großen Zeitungen über wichtige soziale Erscheinungen grundsätzlich nicht den zehnten Teil so viel berichten lassen, wie über einen durch-

gebrannten Kaffierer oder eine Mordthat. Anfänglich verlautete, die Bergleute hätten den Ausstand im Einvernehmen mit den Grubenbesitzern oder gar auf deren Anstiften eingefädelt, weil die Erhöhung der Kohlenpreise, die dadurch bewirkt werden sollte, für beide Teile in gleichem Maße eine Lebensfrage sei. Das scheint auch in der That der Fall gewesen zu sein, und nur die Hartnäckigkeit der Durhamer, die noch drei Monate lang feierten, nachdem die übrigen die Arbeit mit verkürzter Förderzeit wieder aufgenommen hatten, mag bei der Verabredung nicht vorgesehen gewesen sein. Die Saturday Review wußte von diesem Einverständnis nichts, oder stellte sich vielleicht auch nur so, als wüßte sie nichts. In der Nummer vom 5. März redete sie den Bergleuten ab, natürlich in der ausgesprochenen Erwartung, daß sie tauben Ohren predigen werde. Sie meinte, die Federation gleiche einem Manne, der, um wärmer Wetter zu schaffen, seinen Thermometer in heißes Wasser stecke. Wenn die Bergleute den Arbeitslohn von zwei Wochen, ja auch nur von einer Woche verlören, so sei das schon ein ernstliches Unglück für sie und so schlimm, als wenn sie sich den Rest des Jahres hindurch eine kleine Lohnreduktion gefallen lassen müßten. Wie sehr die gesamte Arbeiterschaft unter einer auch nur vorübergehenden Verteuerung der Heizkohlen leiden müßte, sei offenkundig und jedermann klar. Zudem würden zahlreiche Bahnarbeiter entlassen, Fabriken und Eisenwerke geschlossen, Hochöfen ausgeblasen werden, der Exporthandel samt den darin beschäftigten Matrosen und Dockarbeitern würden es schwer empfinden. Der allgemeine Stillstand der Industrie werde die Nachfrage nach Kohlen vermindern, und so würden die unseligen Folgen des Streiks am schwersten auf die Bergarbeiter selbst zurückfallen. Sie hätten sich durch den Erfolg eines Streiks täuschen lassen, der vor einigen Jahren, und zwar erwiesenermaßen auf Wunsch der Grubenbesitzer, unternommen worden war. Damals seien Industrie und Verkehr gerade in einem Aufschwung begriffen gewesen und habe demnach die Spekulation auf dauernde Preiserhöhung gelingen müssen; heute, bei flauem Geschäftsgang und fallenden Preisen, könne der Ausstand die Lage nur verschlimmern. Die Vorherhersagung hat sich erfüllt, das Elend der betroffenen Arbeiterklassen soll unbeschreiblich sein; Einzelheiten mitzuteilen, dürfen die Zeitungen aus bekannten Gründen nicht wagen.

Die Auslassungen der englischen Wochenschrift und der Eintritt der vorausgesagten Folgen sind in mehrfacher Beziehung beachtenswert. Gewisse Leute wollen uns einreden, der Zerfall der englischen Gesellschaft in die Klasse der obern Zehntausend und in ein elendes Proletariat sei eine Lügenmär, und schildern den Wohlstand, in dem der neue industrielle Mittelstand Englands schwelge, in den verlockendsten Farben. Dieser angebliche Mittelstand besteht nun einerseits aus den Angestellten der Großhändler und Fabrikanten, und deren Lage kann weder glänzend noch aussichtsvoll noch sicher sein, wenn, wie die große Wochenschrift fast in jeder Nummer klagt, die Geschäfte allgemein schlecht gehen, und wenn schon ein Kohlenstreik viele solche Leute mit dem Verlust ihrer Stellen bedroht. Jener Mittelstand besteht ferner aus den qualifizierten Arbeitern, und zu denen gehören die Grubenarbeiter, und zwar, wie allgemein anerkannt wird, zu den besser gestellten. Wenn nun aber, wie die Saturday Review, und zwar doch gewiß nicht ohne Sachkenntnis schreibt, der Verlust eines Wochenlohnes serious für sie ist, so sind sie einfach Proletarier, und man ist gar nicht berechtigt, von einem aus Arbeitern bestehenden Mittelstande zu sprechen. Möglicherweise, daß diese Leute bei gut gehendem Geschäft so gut oder besser leben, als bei uns ein Bauer, oder gut gestellter Handwerker, oder kleiner Kaufmann, oder Gymnasiallehrer; aber wenn einen solchen Arbeiter der Ausfall eines Wochenlohnes ernsthaft schädigt und wegen allgemein elenden Geschäftsganges seine ganze Existenz

unsicher ist, so gehört er nach unsern Begriffen nicht zum Mittelstande. Auch daß schon eine vorübergehende Kohlentenerung der „arbeitenden Klasse“ schmerzliche Leiden aufzuerlegen droht, läßt den angeblichen Wohlstand der englischen Arbeiter in sehr zweifelhaftem Lichte erscheinen. Wer sollte sich auch darüber wundern! Quillt ja doch Englands Einkommen nicht aus dem vaterländischen Boden, sondern aus einem Handel und einer Industrie, die von der stetig wachsenden Konkurrenz täglich mehr bedrängt werden, und aus papiernen Kapitalansprüchen, die, in bessern Tagen aufgehäuft, allmählich teils zusammenschmelzen teils wertlos werden. Die bisher angestellten schwächlichen Versuche, dem Nationalwohlstand durch innere Kolonisation seine natürliche Grundlage zurückzugeben, haben nichts gefruchtet, und auch der jetzt vom Ackerbauminister Chaplin dem Unterhaufe vorgelegte Gesetzentwurf wird trotz der bedeutenden Mittel, die er für die Begründung von small holdings (Wirtschaften von einem bis zwanzig Acres) fordert, von der Saturday Review spöttisch als harmlos bezeichnet. Und dabei schreiten die fünf Millionen der Hauptstadt rüstig der Kommune entgegen! Trotzdem daß der abgetretene radikale Grafschaftsrat Londons von den Tories mit unsäglicher Verachtung als eine ganz unmögliche Gesellschaft hinverbrannter Phantasten behandelt worden und bei der Wahlagitation den Steuerzahlern Tag für Tag vorgepredigt worden ist, sie könnten unmöglich so dumm sein, sich nochmals auf drei Jahre eine solche Rute aufzubinden, haben die Radikalen, oder wie sie sich jetzt nennen, die Fortschrittler bei der Wahl am 5. März mit einer noch größeren Mehrheit gesiegt als das vorigemal, und auch der bekante Arbeiterführer John Burns befindet sich unter den Gewählten. Dieser hat nun kürzlich in Nineteenth Century die Pariser Kommune als sein Ideal bezeichnet, und wenn den Londoner Gemeindefortschrittlern die Durchführung ihres Programms: Hohe Besteuerung der Landlords und Kommunalisierung der Polizei gelingt, dann sind sie ja auch nicht mehr weit davon. In der Woche vor Pfingsten haben sie einen Beschluß durchgesetzt, wonach bei Arbeitsverträgen der Arbeiter die Höhe des Lohnes zu bestimmen hat.

Um nochmals auf die Kohlenfrage zurückzukommen, so tritt in ihr wieder recht scharf das Endergebnis der kapitalistischen Wirtschaft hervor: die Kohlenproduzenten gehn zu Grunde, weil es zuviel Kohlen giebt, und sollen sie durchkommen, dann muß der Kohlenvorrat erst soweit vermindert werden, bis die armen Leute erfrieren und die Industrie stillsteht. Es ist ja überall dieselbe Leier: der Landwirt kann nur bestehen, wenn die Städter hungern, der Leinwandfabrikant nur, wenn die Leute ohne Hemden herumlaufen u. s. w., und wie gute Zeiten, so sind reiche Vorräte von Brennmaterialien, Kleidungsstücken u. s. w. das größte Unglück. Von dieser Tollheit kann man unmöglich sagen: es war immer so, denn noch am Anfange unsern Jahrhunderts sind gute Ernten und reiche Vorräte anderer Güter für das gehalten worden, was sie wirklich sind, für Reichtum und für einen Segen. Hier, ihr Herrn Professoren, liegt eine Aufgabe vor, durch deren Lösung ihr euch unsterblichen Ruhm erwerben könnt! Befreit die Völker von diesem verrückten und lächerlichen Widerspruche, aus dieser Tantaluslage, desto mehr entbehren zu müssen, je größere Reichtümer sie aufhäufen! Damit läßt sich mehr Ehre einlegen, als mit dem Viedlein vom Pfaffen und Junker und der Reaktion, das der liberale Star-mag seit hundert Jahren auswendig pfeift.

Gläubig und ungläubig. Seit es eine öffentliche Meinung, ein geistiges Leben der Gesamtheit giebt, giebt es auch jene gefährlichen, unheimlichen, schwer zu besiegenden Mächte, die „Schlagwörter.“ Es ist entseßlich, welchen Einfluß sie

auf das öffentliche Leben ausüben, und es ist ein trauriges Zeichen, daß sie es können. Wie Blitze durchzucken sie die Luft; aber sie wirken nicht reinigend und belebend, sondern verdampfend und erstickend.

In der christlichen Welt, der gebildeten wie der ungebildeten, der kirchlich interessierten wie der kirchlich gleichgültigen, verdrehen besonders zwei Schlagwörter die Köpfe der nicht selbständig urteilenden Mehrheit: gläubig und ungläubig. Im Kampfe der Parteien werden sie wie unheilvolle Torpedos gebraucht, die unter günstigen Bedingungen ihre Sprengkraft bethätigen. Was bedeuten aber eigentlich diese Wörter, und in welchem Sinne werden sie verwandt? Gläubig nennt das Neue Testament und die christliche Gemeinde den Christen, der sich voll Vertrauen Gott hingiebt, wie ein Kind sich rückhaltlos seinem Vater anvertraut. Ungläubig ist der, dem dies Vertrauen mangelt, der diese Hingebung nicht hat. Und in welchem Sinne gebraucht man diese Wörter heute im Parteikampfe? Gläubig rühmt man den Christen, namentlich den Theologen, der die kirchlichen Symbole unbedingt als ewig gültige Wahrheit hinnimmt, ohne diesen Anspruch auf dauernde Gültigkeit kritisch zu prüfen und zu bezweifeln, kurz den, der bekennnistreu ist. Ungläubig schilt man den, der in freiem, nicht dogmatisch gebundenem Forschen die Bekenntnisse kritisch betrachtet und ihre Unwandelbarkeit bezweifelt. Man sieht, welcher großer Unterschied zwischen der eigentlichen Bedeutung dieser Wörter und der heute üblichen besteht! Die ursprüngliche, die evangelische, urprotestantische Bedeutung, die auch in der heutigen protestantischen Theologie noch gebräuchlich ist, liegt auf dem Gebiete der Praxis, während man sie im Parteistreit stillschweigend umdeutet und auf das theoretische Gebiet verlegt. Solche stille Änderung der Bedeutung dieser religiösen Grundwörter kommt einem Betrüge gleich, und ihre Anwendung in diesem veränderten Sinn bedeutet eine Verleumdung.

Es ist merkwürdig, wie eine bestimmte Richtung unsrer heutigen Theologie für sich den Anspruch erhebt, alleinige Inhaberin der Wahrheit zu sein nur deshalb, weil sie auf demselben Standpunkte zu stehen glaubt, auf dem die Reformatoren standen. Es ist nicht schwer, nachzuweisen, daß der Standpunkt der Reformatoren im Prinzip, und nicht nur im Prinzip, ein völlig anderer war als der dieser Richtung. Die Reformatoren reformierten, gingen auf das Wesen des Christentums zurück und suchten das seinem Wesen widersprechende oder das Unwesentliche zu beseitigen; jene Richtung ist eine Gegnerin des Reformirens, sie faßt die Reformation mit wenig geschichtlichem Sinn auf als eine einmalige That, die sofort ihren völligen Abschluß gefunden habe, und deren Ergebnisse ein für allemal feststehend und bindend seien und jede Weiterentwicklung und Wiederholung ausschließen. Es mangelt ihr an einer geschichtlichen Auffassung der Reformation wie des Christentums. Von der falschen, unevangelischen, erkatholischen Meinung ausgehend, daß die Wissenschaft die Religion gefährde, sieht sie das Christentum bedroht, wenn ernste Forscher nach dem Wesen des Christentums fragen und mit geschichtlichem Weitblick eine von Vorurteilen freiere Auffassung von ihm und seiner Entwicklung, von der Reformation und ihrer Bedeutung, von Dogma und Bekenntnis bekommen, wenn sie das Wesentliche vom Unwesentlichen sondern wollen, wenn sie zeigen, daß alles eine zeitliche Form hat, die die Zeit auch wieder zerbrechen kann, sobald sie nicht mehr genügt, den Inhalt zu fassen. Einen solchen Mann beehrt man dann mit dem Namen ungläubig. Man thut, als ob er Gott nicht als Vater betrachte, als ob er sich ihm nicht hingebende, kurz, als ob er Gott nicht anerkenne. Ist das nicht Verleumdung? Ja, wenn man ihn wenigstens noch „Reformer“ nannte! Dazu hat man freilich auch kein Recht; aber dieser

Ausdruck liegt doch wenigstens auf dem hier in Frage kommenden Gebiet, dem theoretischen.

Es wird endlich Zeit, sich darauf zu besinnen, ob ein solch leichtsinniger Gebrauch dieser Wörter, durch den sie zu Schlagwörtern gestempelt werden, die Mißverständnis erzeugen müssen, christlich ist! Den Menschen, der vom Christentum nichts wissen will, der am besten ohne Gott zu leben glaubt, der gottlos ist, nennt man ungläubig, und ungläubig nennt man in demselben Atem den, der aus Liebe zum Christentum sein tiefstes Wesen zu ergründen strebt, der Gott sucht und seinen verlangenden Geist die Schranken der Erkenntnis der Väter übersteigen läßt, weil er sich bewußt ist, daß sich die Menschheit der Wahrheit nur schrittweise nähert, weil er weiß, daß jede Zeit die Aufgabe hat, die Probleme des Lebens immer wieder von neuem zu erforschen, weil er die Pflicht des Menschen erkannt hat, alle Kräfte, hier die Geisteskräfte, die in ihm liegen, nicht zu ersticken und zu hemmen, sondern auszubilden und zu bethätigen. Und die, die diesen hohen Beruf des Menschen und jeder sittlichen Gemeinschaft, vor allem der Kirche, erkannt haben, nennt man in traurigem Unverständnis oder in tragem Aberglauben ungläubig! Man sollte doch endlich einsehen, daß das Christentum nicht Lehre, sondern Leben ist im höchsten Sinne des Wortes. Sonst nützt uns die Reformation, auf die man sich so gern beruft, wirklich nichts. Wodurch unterscheiden wir uns dann noch wesentlich von der toten Formelreligion und dem geistlosen Schwören auf den Buchstaben, das wir dem Katholizismus vorwerfen? Ist man denn immer noch nicht zu der Freiheit von der Form gelangt? Was ist das Wesentliche, Form oder Inhalt?

Man lasse den Geist herrschen, man kämpfe auch mit Geisteswaffen, man widerlege sachlich, man drohe nicht mit dem Anathema sit! Im Kampfe der Geister, nicht der Parteien, mit sachlichen Gründen, nicht mit Schlagwörtern, wird die Erkenntnis der Wahrheit gefördert; ein solcher Kampf um die Wahrheit, ein solch wissenschaftliches Ringen nach der Erkenntnis kann auch die Kirche nur fördern, ja ist sogar notwendig, um die Kirche lebensfähig zu erhalten, während der unerquickliche Kampf um die Macht, das starre Festhalten am Gegebenen, als sei es nicht ein geschichtlich Gewordenes, die Heilighaltung des Buchstabens das Salz der Kirche verdunnen und sie an der Erfüllung ihrer Aufgaben hindern muß.

Die Persönlichkeit der Reichstagskandidaten. Zu dem Aufsatz „Nochmals die Reform des Reichstagswahlrechts“ in Nr. 26 der Grenzboten kann ich die Bemerkung nicht unterdrücken, daß mir die Ansicht, die Persönlichkeit sozialdemokratischer Kandidaten sei Nebensache, doch nicht richtig zu sein scheint. Ich weiß freilich nicht, welche Verdienste etwa der (wenn ich nicht irre) Zigarrenarbeiter und Genosse Schmalfeld aufzuweisen hat — auf jeden Fall sind sie in unsern Augen von Quentchengewicht im Vergleich zu den zentnerschweren Thaten des Mitbegründers unsrer deutschen Einheit —, ich weiß auch nicht, welche Gründe die Parteileitung bewogen haben mögen, in dem Wahlkreise Geestemünde gerade diesen Kandidaten als Bismarcks Gegner vorzuziehen. Es scheint mir aber für die Beurteilung der Sozialdemokratie und ihrer Taktik keineswegs gleichgiltig, wenn die Überzeugung festgehalten wird, daß die Partei bei der Auswahl ihrer Wahlbewerber im allgemeinen dieselben Rücksichten nimmt wie andre Parteien auch. Unbeschadet ihrer Grundsätze, die ihr den Personenkultus untersagen, berücksichtigt sie sehr sorgfältig die persönlichen Verhältnisse. Das mag ein Widerspruch sein, aber ähnliche Widersprüche lassen sich bei ihr auch in andern Beziehungen nach-

weisen. Die Sozialdemokratie hat kaum ihresgleichen an feiner Empfindung für die Art, wie das Volk genommen werden will, an Verständnis für jede Regung und Forderung unsrer Zeit. Wir sind erklärlicherweise leicht geneigt, die Unbedeutendheit, die von uns selbst einer Person aus jener andern Welt, der Sozialdemokratie, beigelegt wird, auch für das Urteil aller andern als vorhanden anzunehmen, verfallen damit aber in einen bedenklichen Irrtum, wie es umgekehrt ganz falsch ist, einen stattlichen amtlichen Titel oder die Berühmtheit etwa eines Universitätsprofessors, dessen Name von uns allerdings mit Ehren genannt werden mag, für wesentlich und gewichtig in der Anschauung von Wählern der Arbeiterklasse zu halten. Ist es ferner nicht bekannt, daß die sozialdemokratischen Abgeordneten und Kandidaten zum Teil ihren ständigen Wohnsitz in ihren jetzigen oder vielleicht zukünftigen Wahlkreisen von früher her haben oder genommen haben? Ich erinnere nur an Ewald in Brandenburg, Peis in Anhalt, Bollmar in München. In meinem engern Vaterlande Mecklenburg sind vor kurzem bereits die Kandidaten für die nächste Reichstagswahl von einem Parteitage zu Lübeck bestimmt worden; sie mögen nicht wenigen Leuten unbekannt, neu sein, sie sind aber entweder in dem betreffenden Kreise zu Hause oder dort schon mehrmals aufgestellt gewesen und sind von sämtlichen Genossen als eifrige Glieder der Partei geachtet, verfehlen auch in ihren Reden nicht auf die besondern Angelegenheiten des Kreises und Landes einzugehen, was sie sicher auch im Reichstage, schon aus taktischer Berechnung, nicht unterlassen würden. Die Sozialdemokratie legt also soviel Wert wie alle andern auf eine passende, unanfechtbare, beliebte, mit den Sitten und sogar der Sprache des Volks vertraute Persönlichkeit. Die überall wohlbekanntesten, hervorragenden unter ihren Führern kann die Sozialdemokratie freilich mit Aussicht auf Erfolg überallhin im deutschen Reiche schicken, denn deren Namen dringen hier wie dort durch, aber sonst haben die Herren Frohme, Schippel, Mollenbuhr u. s. w. ihre gewissen, landschaftlich beschränkten Arbeitsgebiete. Nur so kann sich die Partei den gegebenen Bedingungen anpassen und sie vorteilhaft ausnutzen.

Übrigens ist auch das Wort „Genosse“ kein Zeichen reiner Parteiwahlen. Gerade Bebel und Liebknecht, die Matadore, werden nie anders als mit „Genosse“ bezeichnet, und höchstens ein „Unabhängiger“ würde es wagen, sie mit der Bezeichnung „Herr Bebel“ oder „Herr Liebknecht“ zu ärgern; „Herr Schmalfeld“ wäre sogar eher möglich und weniger diesem besondern Sprachgebrauche zuwider als „Herr Bebel“ — es heißt nun einmal und zwar gar nicht so übel, gar nicht so geschmacklos „Genosse Bebel.“
x

So wohl — als auch. Während ich mich an einem schönen Sommer Sonntag an den Rosen in meinem Garten erfreue, ruft im Nachbargarten eine Kinderstimme: Rudi! Rudi! Drauf schnarrt eine militärische Männerstimme: Rudi hat jetzt zu arbeiten — darf nicht gestört werden! Ich luge durch den Gartenzaun und sehe in einer Laube Rudi mit seinen Schulbüchern sitzen, ihm gegenüber den gestrengen Herrn Papa. Sowohl als auch — schnarrt es weiter, was heißt: sowohl als auch? Was Rudi antwortete, konnte ich nicht hören; es wird wohl et et gewesen sein. Und mit solchem Deutsch, das dem verteuflisten et et und *zai zai* zu liebe nur in unsern Schulgrammatiken fortgeschleppt wird, in der lebendigen Sprache aber nirgends vorkommt, muß sich der arme Junge Sonntags nachmittags plagen!

